



„Welch' eine einfache Thatsache und welch' ein einfacher Begriff scheint ein Haus zu sein! Dem ist es ein Besitz, dem ist es ein Gut, jenem nichts als sein Eigenthum, dem anderen nur die Wohnung, noch einem anderen eine Capitalsanlage. Und doch fängt mit dem Hause eine neue Gestalt der ganzen Weltgeschichte an. Es hat hauslose Völker gegeben, welche mit einer elementaren Gewalt in die Geschichte eingegriffen, gewaltige Schlachten gewonnen, Reiche gestürzt und vernichtet haben; aber Dauerndes zu leisten, haben sie erst vermocht, wo die wilden Reiter und Jäger aus Wald und Wüste sich den Herd gebaut oder an dem eroberten sich heimisch gemacht haben. Mit dem Hause erst beginnt die allgemeine Gesittung, mit dem häuslichen Leben des Einzelnen die Gesittung des Individuums.“

Mit diesen Worten des Meisters Lorenz von Stein¹⁾ möchten wir uns in das altnordische Bauernhaus einführen.

Der ganze Raum desselben ward von einer einzigen Stube mit einem Vorzimmer eingenommen.²⁾ Dieses diente nur als Durchgang, zuweilen auch als Aufenthalt für die Hühner des Hauses, wenn dieselben nicht zur Winterzeit in die warme Stube schlüpften, wo alle übrigen Hausbewohner versammelt waren und wo die „Hahnenbalken“ eine natürliche Freistatt gewährten für den besiedelten Becker, die Uhr des Hauses.

Die Stube stellte, was ihre Decke betraf, ein seltenes Gemisch von Hoch und Niedrig dar. Unter den Querbalken konnte kein erwachsener Mann aufrecht stehen; zwischen ihnen aber durfte man sich, soviel man wollte, in die Höhe recken; denn hier reichte die Stube bis zum Dache hinauf. Eine Stuben-

decke also, so wie wir sie begreifen, war dazumal gar nicht vorhanden. Und dies konnte auch füglich nicht sein; denn die Stube sollte ihre ganze Helle durch eine Oeffnung erhalten, welche sich entweder in dem hohen First des Daches oder dicht neben ihm befand.

Diese althergebrachte Beleuchtungsweise war eines der wichtigsten Kennzeichen der Bauernhäuser und gab der Stube ein höchst eigenthümliches Gepräge. Das im Dache angebrachte Loch wurde verschieden benannt: in Dänemark und Norwegen „Lyre“ oder „Ljore“ — ein Name, nahe verwandt mit dem Worte „Lys“, „Ljus“, „Ljos“ (Licht), indem nur die Buchstaben r und s vertauscht worden sind; in Schweden scheint man die Benennung vorgezogen zu haben, welche auf die Verbindung mit der frischen Luft hienzielte; denn hier bezeichnete man häufig die Oeffnung mit „Bindöga“ (Bindauge).

Die Dachöffnung war nur klein. Zur Zeit des Sommers und bei gutem Wetter stand sie ungedeckt; des Winters aber, und wenn es sonst wünschenswerth erschien, konnte sie mit einer Klappe oder einem Schieber geschlossen werden. Dieser war wie ein vierkantiger Rahmen, an Größe der „Lyre“ entsprechend und mit einer feinen Haut überzogen, so daß er nicht gänzlich das Tageslicht fernhielt.

Nicht jede Thierhaut konnte dem Schieber dienen; sie mußte stark und dabei durchsichtig sein. Häufig gebrauchte man das Zwerchfell eines Ochsen, welches jedoch das Licht nur spärlich durchließ, weshalb man denn, wie heute noch auf Island, lieber die dünne Haut verwandte, in welche ungeborene Kälber und Lämmer eingehüllt sind. Eine aus diesem Stoffe gebildete Scheibe konnte so klar sein, daß es bei einigem Abstand sich ausnahm, als sähe man empor in den hellen Tageshimmel.

Um von unten, von der Stube aus, diese Scheibe öffnen

zu können, war dieselbe durch eine einfache Leitung mit den Bewohnern in Verbindung gesetzt. Die Vorrichtung bestand aus zwei zusammengefügt Stangen, von welchen die niedrigere mitten in die Stube herabhängt. Diese herabhängende Stange bezeichnete gleichsam den heiligen Mittelpunkt des Hauses. Sie durfte in Norwegen jeder, der zum Abschlusse eines wichtigen Geschäftes das Haus des Bauern betrat, gefaßt halten, während er sprach; es hielt sich daran der Wortführer des Freiers, wenn er für seinen Freund des Hauses Tochter begehrte.

Aber ungeachtet des zureichenden Lichtes möchte einem Kinde unserer Tage so eine Stube kellerartig und niederdrückend erscheinen. Nicht so den Alten. Hier ging diesen das Dichten und Sagen auf; hier fanden des Nordens Götter ihre Pflege; hier ward der schönste und geistigste Mythos der Edda empfun- den, der von Balder, dessen Verehrung uns vor allen die Brithjofsaga bezeugt; hier ging die Rede zumal von den Ost- fahrten, die den damals noch unverschollenen Zusammenhang germanischer Völker mit Asien deuten; hier wurden sinnige Sagas gefügt wie die Nialsaga³⁾, in der sich die Sage vom Gold- horte der Nibelungen abhebt; und hier erstarkte bei der trau- lichen Helle des Herdfeuers die Liebe zum heimathlichen Boden, wie sie sich in der Herwarasaga⁴⁾ so ergreifend ausspricht:

Fahr wohl! Ich muß dich meiden,
 Mein nord'sches Heimathland!
 Dich grüß' ich, eh' wir scheiden,
 Mit Mund und Herz und Hand.
 Wie liegst du vor mir blühend
 Im Morgen Sonnenstrahl,
 Wie schimmerst du erglühend
 Wie Valhalls Göttersaal

Du Land der strengen Schöne
 In deiner Gletscher Glanz,
 Du Land der Freiheitsjöhne
 In mächt'ger Berge Kranz,
 Du Land der stolzen Siege
 Umrauscht vom wilden Meer,
 Du hoher Helden Wiege,
 Wie strahlst du mir so sehr!

Fahr wohl! Ich muß dich lassen,
 Du treibst mich aus in Groll:
 Ich kanns ja noch nicht fassen,
 Daß ich dich meiden soll . . .

In der großen Stube mochte auch mancher ausgelassene Jubel wiederhallen, und dies sonderlich bei Gelegenheit des Brautlaufes, wie die folgende anziehende Erzählung erweist: Als die Männer alle Platz genommen, wird die Braut mit ihrem Gefolge hereingeführt; der Bräutigam setzt sich aber nicht zu ihr, sondern sitzt auf dem Hochsitz neben dem Könige. Einer der Gäste greift nach der Harfe und beginnt zu spielen; als das Trinken gebracht wird, soll er aufhören, der König jedoch erlaubt ihm, fortzuspielen. Da wird der erste Gedächtnisstrunk (minni) dem Thor gebracht, und Sigurd beginnt eine Weise, daß alles tanzt, was beweglich ist, Messer, Tische und Menschen. Demnächst kommt der Becher für alle Götter (öllum ásum), und eine zweite wundersame Weise ertönte, die alle bis auf das Brautpaar und den König von ihren Sitzen brachte. Darauf spielte Sigurd den Gyggjarslag und Drambuslag und das Hjar-randalied (Horantes liet). Dann kommt der Ddhinsbecher, und der Harfner schlägt mit einem weißen goldgesäumten Handschuh den Faldafeyfir, bei dem die Kopfstücher der Frauen herunterfliegen und alles tanzt. Endlich nach dem Freyatrunk ist das Bechen zu Ende . . .

Schauen wir uns unter dem gastlichen Dache um!

Die Sitzplätze waren längst der Wand angebrachte feste Bänke, der Tisch eine schwere Platte, häufig so lang, als die Stube breit war, und in vielen Fällen in dem Fußboden befestigt. Der vornehmste Sitz war der Platz des Hausherrn, der Hochsitz, welcher zuweilen durch ein Paar Pfosten am Rande der Bank ausgezeichnet wurde, eines von den wenigen Dingen in der Stube, die lediglich als Zierrath dienen sollten.

Daß dem Sitze eine besondere Bedeutung zukam, bekundet drastisch ein Vorgang der Nials saga. Die Erzählung des Zwischenfalls von größter Bedeutung trägt die Ueberschrift „Das Gastmahl auf Bergthorshvol“ und erinnert uns an die äventiure im Nibelungenliede: „wie die küniginnen ein ander schulden“:

Gunnar und Nial hatten die Sitte, einander wechselweise Winter um Winter — man zählte damals nach Wintern und Nächten, nicht nach Jahren und Tagen — zu einem Gastmahl einzuladen, und im ersten Winter nach Gunnars Vermählung mit Halgjerde war an diesen das Gastgebot von Nial ergangen. Der Geladene zog dahin mit seiner Gemahlin, und Nial nahm sie beide freundlich auf. Bei ihrer Ankunft waren Helge Nialssohn und seine Gattin Thorhalle nicht zu Hause; sie erschienen aber bald nachher. Da saßte Bergthora, die Hausfrau, Thorhalle an der Hand und führte sie zur Querbank, wo die Frauen ihren Sitz hatten. „Du wirst vor dieser Frau zur Seite rücken,“ sagte Bergthora zu Halgjerde. „Nicht weiche ich von der Stelle“, erwiderte Halgjerde, „ich will nicht ein Aschenbrödel sein, das man in die Ecke jagt.“ „Hier habe ich zu bestimmen“, sagte Bergthora, und Thorhalle ließ sich nieder. Nach dem Mahle ging Bergthora um den Tisch herum mit Wasser, um die Hände zu waschen. Als sie zu Halgjerde kam, ergriff diese ihre Hand und sprach: „Du und Nial sind ganz für einander ge-

schaffen; du hast knotige Nägel, und er ist bartlos." „Wahr ist es“, versetzte Bergthora, „aber keiner von uns legt es dem andern zur Last. Dein Eheherr Thorwald war nicht bartlos, und dennoch fiel er durch deine Ränke.“ Halgjerde wandte sich nach der Seite, wo Gunnar saß und rief: „Nur wenig frommt es mir, dem trefflichsten Mann auf Island anzugehören, wenn du solche Worte ungerächt lässest, Gunnar.“ Da sprang Gunnar auf vom Tisch und sagte: „Ich will heim; wenn du zanken willst, magst du es mit deinen Hausgenossen thun und nicht im Hause des fremden Mannes. Viel Ehre habe ich Nial zu verdanken und will nicht deinen Launen ein Spielball sein.“ Sie rüsteten sich sogleich zur Heimfahrt. Bei Abschiede sagte Halgjerde: „Erinnere dich, Bergthora, daß wir hiermit nicht geschieden sind.“ „Am schlimmsten wird es für dich sein“, entgegnete Bergthora. Gunnar mischte sich nicht hinein; er zog heim mit Halgjerde und hielt sich den ganzen Winter zu Hause.

„von zweier vrouwen bāgen wart vil manic helt verlorn.“ — Besondere Bettstellen fanden sich selten. In der Regel wurden die Bänke auch zu Schlafstellen benutzt: der Hausherr und seine Ehefrau lagen in dem Hochsitze, die Kinder und Dienstboten auf den übrigen Bänken. Die Bekleidung der Lagerstätten war eine höchst dürftige, loses Stroh als Unterlage und einige Felle als Decke. Kehreten fremde Gäste ein, die im Hause übernachten sollten — was im Winter leicht geschehen konnte, da Reisende häufig den Weg verfehlten —, so war es keine leichte Sache, Nachtquartier für sie zu schaffen; denn die Bankplätze waren in der Regel alle besetzt. Man behalf sich alsdann, indem man Gästen geringen Standes den nackten Fußboden anwies, vornehmen aber oben auf dem Tische ein Lager bereitete.

Die Grundidee, welche in den Bauernwohnungen zur Gel-

tung kam, ist deutlich ausgesprochen: die Einheit des Aufenthaltsortes für alle Hausgenossen ohne Ausnahme.

Wir wandern von der Art Arche zum städtischen Hause.

Von allen Beweggründen, welche ursprünglich die Menschen dazu geführt haben, sich in Städten ein- und enger an einander zu schließen, war sicherlich einer der entscheidendsten derjenige, welcher dem Bedürfnisse gemeinsamer Wehr entsprang. In der Stunde der Noth vergaß man die alte Abneigung gegen ummauerte Wohnsitze; das alte „ut fons, ut campus, ut nemus placuit“ konnte auch in Skandinavien keinen Bestand haben.

Die Dachbekleidung der Stadthäuser war jedenfalls der Punkt, welcher noch im sechzehnten Jahrhundert einen Fortschritt missen ließ. In Norwegen und Schweden waren die Dächer entweder mit Holzschildeln oder, was das Häufigste war, mit Birkenrinden und Grassoden bedeckt; Dänemark besaß in den Strohdächern eine Bedachung, welche im Sommer Kühle, im Winter Wärme bot und zu jeder Zeit Strohbündel und „Firsttorf“. Balkenwände und Birkendach, Fachwerk und Strohdächer — welche Nahrung für die Flammen! Alles war wie zugerichtet für große Feuersbrünste; und diese blieben auch nicht aus, wie denn allein in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sechsunddreißig Städte im Norden abbrannten, und mehrere von ihnen nicht weniger als dreimal.

Die wichtigsten Zimmer in den städtischen Wohnhäusern waren die Wohnstube, welche zugleich auch als Eßzimmer und Schlafkammer diente, und die Staatsstube oder „Großstube“, die nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wurde. Vor allen Möbeln zog alsobald das Himmelbett die Aufmerksamkeit des Eintretenden auf sich und verdiente sie; denn, wie eine Stube in der Stube, beherrschte es das Ganze, ein Zeuge von dem Wohlstand und Geschmack der Bewohner, das Vorbild, welches

diesen im Stillen vorschwebte, wenn es sich darum handelte, das ganze Zimmer festlich zu schmücken. Nicht ohne Grund machte es den Eindruck, daß es ein häuslicher Raum für sich war: es wurde gemeiniglich noch mit der Seite gegen die Wand angebracht, nicht, wie in südlichen Ländern, nur mit dem Kopfe. War es nun, was häufig vorkommen mochte, mit Panelwerk aus Eichenholz und einer Thüre sowie einem Himmel mit vollständiger Decke ausgestattet, so konnte, selbst wenn es frei in der Stube stand und auch mit Hilfe ausreichender Mannschaft von seiner Stelle zu rücken war, immer noch der Zweifel walten, ob es den Namen „Möbel“ verdiene oder vielmehr Zimmer heißen müsse. Vor der Bettstatt stand gewöhnlich eine Fußbank.

An so eine Bettstatt führt uns die Howard Tsjjerdings-Sage⁵⁾:

Als sie zur Ruhe gingen am Abend, legte sich Olaf in ein Bett an jener Wand, an welcher die Thüre war; es brannte ein Licht in der Stube; im oberen Gelasse war es hell, im unteren hingegen dunkel. Hemd und Hose behielt er an; denn er trug ja nie andere Kleider am Leibe, und mit einem Thierfell deckte er sich zu. Als es Nacht wurde, kam Thormod richtig zur Thüre hereingegangen . . . er war nicht besonders gastfreundlich, und als er sah, daß da ein Bett in der Stube aufgemacht war, welches früher nicht da zu sein pflegte, ging er hin und griff nach Olafs Pelzdecke. Olaf wollte sie nicht so ohne Weiteres loslassen und hielt sie fest, so daß jeder ein Halbtheil davon erwischte. Als Thormod nun merkte, daß der, mit dem er es da zu thun hatte, sehr kräftig war, sprang er auf die Bank neben dem Bette; Olaf sprang nun auch auf, ergriff seine Art und wollte mit ihr zuschlagen, aber Thormod war geschwin-

der und packte ihn um den Leib; nun mußte sich Olaf zusammennehmen, und es begann jetzt der härteste Kampf . . .

Selten wurde in alter Zeit das Bett nur von Einem benutzt. Außer den Eltern pflegte in dem großen Bette noch eine Anzahl der Kinder zu schlafen, welche wenigstens am Abend nach zwei Seiten, der „Schwert“- und der „Kunkelseite“, geordnet wurden; die Grenzscheide bildeten Vater und Mutter. Ueberdies mochte wohl zu Zeiten noch ein werther Freund oder Anverwandter in der Lagerstätte Aufnahme finden. War in den Herzen Raum, dann fehlte es auch niemals an Raum im Hause, bemerkt in seiner Weise unser Gewährsmann Troels Lund.

Während in England bereits im sechzehnten Jahrhundert die Forderung des Nachtgeschirres einem Fuhrmanne zukam — in Shakespeare's König Heinrich IV., I. Theil, Akt 2, 1 heißt es: Ja, das kommt daher, weil sie uns nie einen Nachtopf geben wollen, da machen wir denn die Geschäfte im Kamin ab —, war im Norden der bezeichnete Bedürfnißgegenstand ein Luxusartikel sonder Gleichen. Es deutet dies auch ein Bild in Niels Hemmingsens Hauspostille, welches die Erscheinung des Engels bei Joseph und Maria vorstellt: Joseph liegt ausgestreckt auf einer elenden Pritsche und hat eine Bierkanne neben sich stehen; Maria dagegen ruht in einem kostbar ausgestatteten Bette, unter welchem ein kleines Möbel mit einem Henkel Platz gefunden hat, so, daß der Boden nach oben steht.

Vom Himmelbette hinweg richtet sich das Auge auf die Wand, welche im Norden durchaus nicht vernachlässigt ward. Von Alters her war es Sitte, die nackten Wände mit Teppichen zu behängen, sie zu „zelten“, wie man es nannte. So wird uns in der Frithjofsaga erzählt, daß Ingibjörg's Gemach ganz und gar mit seidenen Teppichen und kostbaren Geweben behängt war.

Der Fußboden bestand lange Zeit aus gestampftem Lehm. Gepflasterte Fußböden, waren im sechzehnten Jahrhundert das Kennzeichen von Prunkstuben. Die Steine, welche man hierzu verwandte, waren verschiedener Art. In Schweden gebrauchte man wohl meistens Fliesen aus den eigenen Steinbrüchen. Sie zu poliren, war eine besondere Kunst. In Dänemark dagegen dienten dem Zwecke beinahe immer die sogenannten *Astraks* (aus dem griechischen *ἄστροakon*, d. h. irdenes Geschirr, Scherbe aus gebranntem Lehm), kleine glasierte Würfel, entweder weiße, wenn sie, was meistens der Fall war, von Gips waren, oder dunklere, wenn von gebranntem Lehm. Sie wurden aber nicht im Lande selbst gebrannt, sondern aus England und Holland verschrieben. Wie sich von selbst versteht, waren die Fliesen in Figuren gelegt. Hierzu kam ein Anderes. Bei einem Feste mußte den Fußboden ein blumendurchwirktes Grün zieren. Im Winter ließ sich das allerdings nur unvollkommen ausführen: man mußte sich alsdann mit einer Lage Heu begnügen; im Sommer dagegen gab es Gras, Laub und Blumen genug, und kein Haus war so arm oder so reich, daß man nicht bei jedem Feste den Fußboden bestreute. Den alten Brauch bekundet die *Edda*:

Weiter ging Nigr
Grades Weges;
Kam er zum Saal
Mit südlichem Thor.
Angelehnt wars,
Mit leuchtendem Ring.
Er trat hinein,
Bestreut war der Estrich.

Und werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf den kleinen eingefriedeten Fleck der Stube, welcher der Sammlung von Nippsachen diente. Unter diesen spielten Festkrüge, Sparbüchsen,

Balsambüchsen, Pretiosenschachteln („Kridthuse“) eine Hauptrolle. Die meisten solcher „Rippen“ wurden ohne Zweifel von Nürnberg her, dem ehemaligen Landladen der Welt, eingeführt. Besonders beliebt waren die erwähnten „Kridthuse“, zumal als Behältnisse für Erinnerungszeichen; daher die Redensart: „Bei jemandem im Kridthuse (das ist: in Gunst) sein“. —

Verlassen wir wieder die Stadt und besuchen die Herrensitze außerhalb derselben!

Die herrschaftlichen Gehöfte und Schlösser vereinigten in sich die einsame Lage der Bauernhäuser mit dem Vermögen der Städte, Deckung zu gewähren; und die zwei Factoren Reizung und Gewähr der Sicherheit brachten denn vereint eine eigenthümliche Bauart zuwege.

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wuchs fortwährend der Wohlstand; das eingezogene Kirchengut bereicherte die Könige, die steigenden Kornpreise den Adel. Bisher war die Baukunst Sache der Kirche gewesen; nunmehr trat das Volk das Erbe der Kirche an. Und so erhob sich, wie auf einen Zauberschlag, über das ganze Land hin von der Elbe bis zum Gestade des Mälaren ein Heer von stolzen Burgen. Gen Himmel emporsteigend, redlich erzählend von jedem aufgewandten Schilling, mühsam aufgeführt auf der Väter Boden, ein Product jenes mächtigen Dranges, welchen der Geist der Renaissance in den Gemüthern erweckte, vereinten diese Bauten Alles in sich: einen verwirklichten Traum, eine Schutzwehr gegen Gewalt, ein Denkmal für die Nachwelt.

Stand der Wanderer vor dem Thore eines solchen Herrensitzes, so mochten wohl Inschriften wie die folgenden seine Neugier reizen:

„In Schweden saß ich in Kerkers Graus;
Da baute meine Frau mir dieses Haus.“

*

✱

*

„Wir bauen hier Häuser und Burgen so feste,
 Und sind doch alle nur fremde Gäste.
 Gott laß uns so bauen und wohnen hienieden,
 Daß wir gewinnen den ewigen Frieden.“

* *

„Gott lasse es hier lange steh'n,
 Und nie den rechten Erben entgeh'n.“

* *

„Unter köstlichen Schätzen und allerlei Pracht,
 Die Fürsten und Könige reich gemacht,
 Arm sind sie an Einem fort und fort:
 Sie hören nur selten der Wahrheit Wort.“

Hatte man das Thor passirt und ging über den Hof, um in das Innere des Gebäudes einzutreten, so trat einem, wenigstens in allen neueren Schlössern, ein anmuthendes Bild vor Augen. Es war „der Brunnen“, wie der bescheidene Name lautete; in Wirklichkeit ein stolzer Springbrunnen, welcher mit seinem mächtigen Steinbassin und lebhaften Plätschern den ganzen Hofraum beherrschte:

Der Springquell plätschert und ergießt
 Sich in der Marmorschale Grund,
 Die, sich verscheiernd, übersießt
 In einer zweiten Schale Rund;
 Und diese giebt, sie wird zu reich,
 Der dritten wallend ihre Fluth,
 Und jede nimmt und giebt zugleich,
 Und alles strömt und alles ruht.

Gleich großartig war die Wasserleitung unter der Erde und das Netz von Adern, welches sich unter dem Steinpflaster nach allen Seiten verzweigte, in die Küche hinein, nach der Brauerei, zu der Badestube, zu der Höhe, die ehemals dem Wasser unerreichbar erschienen.

Der äußere Anlaß zu der Anlage sinnreicher Wasserwerke

war unstreitig das erwachende Interesse der Renaissance für ähnliche Arbeiten des Alterthums. Der Anblick der gewaltigen römischen Wasserleitungen, der besonders im Süden so bezaubernde Eindruck von Schönheit, den ein reich sprudelnder Wasserborn hervorbringt, hat gewiß zuerst italienische Meister dazu begeistert, sich auf dem Gebiete zu bethätigen. Es war die Zeit gekommen, da die so lange verloren gewesene Kunst der Griechen und Römer durch die Wälschen wieder zu Tag gebracht ward, da ein Albrecht Dürer auf Vitruv verweist: „So man aber von dem ganzen Bauwerk oder seinen Theilen reden will, acht ich, es sey keinem berühmten Baumeister und werckmann verborgen, wie künstlich der alt Römer Vitruvius in seinen Büchern von der beständigkeit, nutzbarkeit und zierden der Gebäu geschrieben hat, derhalb jenem auch vor anderen zu folgen und sich seiner ler zu brauchen ist. So ich aber hys fürnym ein seulen oder zwo leren zu machen für die jungen gesellen sich darin zu üben, so bedenk ich die deutschen gemüt, dann gewonlich alle, die etwas newes bauen wollen, wollten auch gerne eine neue Façon dazu haben, die for nie gesehen war.“

Wir wissen, daß das achte Buch von Vitruv's „Ba ukunst“ vom Wasser und von Wasserleitungen handelt.

Von Italien breitete sich das Begehren nach Wasserkünsten weiter aus, so nach den Niederlanden; und vorzugsweise von hier aus drang die Bewegung nach dem Norden vor. Und das Neue, welches zum Durchbruche kam, wußte sich auf vielen Gebieten geltend zu machen, zumal da ihm auch in Skandinavien „Lebensfreude und ein gewisses resolutes Behagen in sinnlichen Dingen“ entgegengebracht wurde.

Im Jahre 1554 nahm Gustaf Wasa I., der schwedische König, welcher die Reformation in seinem Lande einführte, drei

„Wasserkünstler“ in seinen Dienst, welche behaupteten, ein Mittel erfunden zu haben, mit welchem man das Wasser aus vollen Gruben, selbst wenn diese hundert Klafter tief seien, emporheben könne; ebenso vermöchten sie, sowohl stille als fließende Gewässer zu beliebiger Höhe emporsteigen zu lassen. Höchst bezeichnend für den Eifer der Zeit ist ein Brief aus Antwerpen, in welchem die Mittheilung gemacht wird, daß es in dieser Stadt einen Mann gäbe, der aller Art Pumpen verfertigen könne, durch welche man mit großer Geschwindigkeit Wasser in die Höhe treibe. Es sei die Möglichkeit vorhanden, diesen Mann für Schweden zu gewinnen; vorläufig verlange er nur freie Reise zu Lande.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die „Wasserkünstler“ jener Tage ihr Glück besonders durch ihre Kenntniß des Pumpenwesens gemacht haben, welches im sechzehnten Jahrhundert bedeutende Verbesserungen erfahren hat. Jedoch blieb man hierbei nicht stehen. Die Anlagen sowohl in den Städten wie in Schlössern, welche wir aus den letzten Jahrzehnten des bezeichneten Jahrhunderts kennen, erweisen, daß man es dazumal viel weiter gebracht hat, als nur das Wasser in den Gebäuden in die Höhe zu pumpen. Mittelfst Anlagen verwickelter und kostspieliger Art leitete man das Wasser, so daß dieses nicht allein im Hofe, sondern überall, wo man es in dem Gebäude wünschte, Springbrunnen zuwege bringen konnte. Auf Kronborg am Sund war die Wasserleitung nicht allein in die Badestube, die Brauerei und die Küche geführt, sondern auch in die Kammer der Königin, wo sich eine silberne Wanne mit vergoldeter Arbeit befand, ein „Silberbrunnen“, wie sie hieß, aus welchem das Wasser strahlenförmig sprang. Auf Uranienborg auf dem Eilande Hveen im Sund war in der Centralhalle ein Springbrunnen eingerichtet, welcher eine bewegliche, von allerlei Gethier umgebene

Figur darstellte; diese wurde durch die Gewalt des Wassers herumgedreht, während sie Strahlen nach allen Seiten ausstrahlte. Zugleich waren Wasserröhren gelegt, die nach allen Zimmern, vom Keller bis zum obersten Stockwerk gingen, eine Arbeit, welche die Bewunderung aller Besucher erweckte.

Es ist von sonderlichem Interesse, dem Gange der Entwicklung in Dänemark zu folgen, wo der Eifer für die Sache am stärksten war. Der bescheidene Anfang der Bewegung war der, daß Christian III. im Sommer 1558, als der weitläufige Umbau des Kopenhagener Schlosses beinahe fertig war, den Befehl erließ, als Schlußstein des großen Werkes im Garten einen Springbrunnen zu erstellen: eine Wendeltreppe sollte vom Schlosse herabführen, so daß man mit Leichtigkeit aus den Zimmern in den Garten kommen könne, und der Springbrunnen sollte nach ausländischer Sitte mitten in einem großen Bassin aus behauenen Steinen sich erheben. In der Folge begann man gleichzeitig mit der Anlage von Wasserkünsten auf den drei Schlössern Frederiksborg (Seeland), Skanderborg und Kolbinghus (Jütland).

Alles deutet darauf, daß diese Arbeiten mit Erfolg gekrönt wurden. Die Wasserkünste auf den drei Schlössern werden bis zum Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts oft erwähnt.

Der Adel, durch das Vorbild des Königs angespornt, folgte mit ähnlichen Unternehmungen. Peder Dre ließ sich auf Gisselsfeld eine Wasserkunst von denselben Leuten einrichten, welche für den König gearbeitet hatten; und einige Jahre darnach ließ Tyge Brahe auf Uranienborg jene sinnreichen Arbeiten gleicher Art ausführen. Hierdurch wurde der König zu neuen Anstrengungen aufgefordert.

Friedrich II. bestellte nunmehr bei einem Künstler zu Nürn-

berg eine großartige Metallarbeit, deren Gleichen der Norden noch nicht gesehen hatte.

In jenen Tagen war zu Nürnberg die Herrlichkeit und Lebenslust flandrischer Städte gepaart mit der Blüte des geistigen und künstlerischen Lebens von Florenz. Nirgends in deutschen Landen war so mannigfache Anregung, so mannigfache Gelegenheit der Beobachtung und Förderung geboten; nirgends fanden die neuen Ideen der Zeit einen besser vorbereiteten Boden, verständigere Pflege, fröhlicheres Gedeihen⁶⁾.

Der Nürnberger Künstler war Georg Rabenwolf. Ueber ihn und sein Werk berichtet Doppelmayr⁷⁾ Folgendes: „Ein Kunstgießer, triebe wie der Vater, Pancraz Rabenwolff, seine Kunst mit vielen Ruhm; von den Werken, die er verfertigt, wurde ein großes Brunnen-Werk, das aus puren Metall, so bey 200. Centner schwer, bestunde, und vor den König in Dännemarcß Fridericum II., gehörte, als das considerabelste, indeme man noch nie zuvor eines von dergleichen Größe in Nürnberg zu sehen bekommen, durchgehends bewundert. Zu oberst, in einer Höhe von mehr als 20. Schuhen, waren Neptunus mit dreyen Meer-Pferden, der vermöge des in die Höhe steigenden Wassers und eines inwendig beweglichen Rades sich immer umdrehen mußte, unter diesen aber verschiedene Meerweiblein, noch weiter hinab einige Göttinnen mit verschiedenen Vögeln, endlich zu unterst um den Brunnen sechserley Nationes, eigentlich anzutreffen, da alle diese Bilder, in der Anzahl von 36., springende Wasser, gleichwie die XI. Kupffer-Tabell eine Vorstellung hiervon machet, von sich gegeben.

Dieses schöne Werke ließe Rabenwolff, als er gegen das Ende des 1582. Jahrs damit fertig worden, auf erhaltene Oberherrliche Erlaubnis ungefümt in dem Stadt-Graben, wo der sogenannte Fischbach über denselben in die Stadt hinein laufft,

aufrichten, und es mit Beyhülffe dieses Wassers drey Tag lang zu großen Vergnügen der Zuschauer springen, worauf er dann solches nach Coppenhagen und dabey zwey von seinen Vettern und einen von seinen Söhnen, die zuvor auch zugleich ihren Fleiß mit daran ausübten, mit abschickte, die das ganze Werk allda in dem folgenden 1583. Jahr glücklich darstellten, worauf sie alle drey an bemeldten Orth, wider Vermuthen, bald nach einander, starben, welchen zwey Jahr hernach unser Künstler in Nürnberg nachfolgte, da dieser A. 1585. gegen das Ende des Monats May auch sein Leben beschloffen."

Wahrscheinlich war es Tyge Brahe, der berühmte Astronom, welcher des Königs Aufmerksamkeit auf den Künstler hinlenkte, den er während seines mehrjährigen Aufenthalts in Bayern kennen gelernt; jedenfalls war er während der langen Wartezeit zwischen der Bestellung und der Ausführung die vermittelnde Person. Denn mehr als einmal war der König nahe daran, die Geduld mit diesem Meister zu verlieren, welcher immer und immer wieder Vorschuß verlangte und niemals fertig ward. Umgekehrt war es auch für Georg Lebenwolf „den Nürnberger“ kein leichtes Ding, Bronzefiguren zu gießen aus unbezahlten Anweisungen; die Arbeit war dazu von solchem Umfange, daß sie selbst im besten Falle Jahre zu ihrer Ausführung erforderte. Briefe gingen hin und her, voll von Vorwürfen und Entschuldigungen; Bürgermeister und Rath von Nürnberg wurden in Bewegung gesetzt, und zuletzt ward dem Künstler gedroht, daß er seine Arbeit selbst behalten müsse, falls er nicht bald mit ihr zu Ende komme. Da kam nach Norden die frohe Kunde, daß alles, was zum Werke gehöre, wohl verpackt unterwegs sei.

Die großartige Arbeit hatte den Meister sechs volle Jahre beschäftigt. Und das Werk war des Schweißes der Edlen werth.

Wie prächtig nahm es sich aus, wie es da mitten im Schloßhofe stand! Wir betrachten es näher.

Den Fuß des sechseckigen Bassins umgab ein Rand aus schwarzem Marmor; innerhalb desselben hob sich die eigentliche Kupferfontaine empor. An jeder der Ecken des Bassins kniete eine menschliche Figur in Lebensgröße, die verschiedenen Völkstämme in Europa und Asien vorstellend und mit ihren Büchsen und Bogen, aus denen Wasserstrahlen sprangen, auf das Wasserbecken zielend. Aus dem Boden desselben stieg eine Säule mit Abhängen zur Höhe, von denen ein jeder mit seltsamen Menschen- und Thiergestalten bevölkert war, während das Ganze seinen Abschluß fand in einer gewaltigen Neptunusfigur, welche in einer von schwimmenden Rossen getragenen Muschelschale Aufnahme gefunden. Aus des Meergottes gesenktem Dreizack sprang das Wasser, und aus seinem Muschelhorn fuhren drei starke Strahlen himmelwärts. Wenn das Wasser in Thätigkeit war, so drehte es durch seine Kraft die Hauptfigur im Kreise herum, so daß die Strahlen nach allen Seiten geschleudert wurden; und zugleich sprühte, strahlte, strömte von allen Abhängen und Figuren auf der Säule das reine Raß hervor, während die zielenden Schützen das Gebrause und Geplätscher um den Mittelpunkt noch mehrten.

Es war ein würdiger Schmuck für Kronborg, königlich und einzig dastehend, wie die Burg selbst. Und beim Anblick dieses Kunstwerkes verdrossen König Friedrich sicherlich nicht die Tausende und aber Tausende, welche die Vollendung desselben gekostet hatte.

Der Eindruck ist ein tiefer: die Begeisterung für die Wasserkünste war ein echtes Kind der Renaissance, ein kennzeichnendes Erzeugniß der Zeit, deren Sinn hauptsächlich auf das Reiche, das Frische, das Sprudelnde gerichtet war. —

Galt der Besuch des Herrensitzes dem Herren selbst und

seiner Familie, so wurde man auf der Wendeltreppe hinaufgeführt in die tägliche oder die Wohnstube. Sie führte jedoch nicht diesen Namen, sondern wurde entweder mit dem Vornamen des Hausherrn benamset: „Björns Kammer“, „Niels' Kammer“ u. s. w. oder nach des Inhabers bürgerlicher Stellung, z. B.: „Lehnsmanns Kammer“, oder mit ihrem altväterlichen Namen: „Winterstube“. Dieser war eigentlich ein Ehrentitel, welcher darauf deutete, daß die Stube mit einem Kamin versehen war.

Etwas Sonderliches war in dieser Stube die Bibliothek. Möchte nun der Hausherr ein studirter Mann sein oder in seiner Jugend sich damit begnügt haben, nur „Reiterei und Gottesfurcht“ zu erlernen, in der Regel wurde die Büchersammlung mit ausgezeichnetem Respecte behandelt und hoch über dem Alltagstreiben des Lebens auf einem Regal aufgestellt. Die Anzahl der Bücher war zumeist eine bescheidene; aber so klein sie auch war, es fehlten fast niemals zwei von höchst verschiedener Art: ein Buch über Pferdeheilkunde und eine Bibel mit Spangen.

Was gerade die schwere Bibel zu einem Familienstücke von unvergleichlichem Werthe machte, das waren ihre schriftlichen Anhänge. Schlug man sie nemlich auf, so zeigte es sich, daß vorne oder hinten eine Anzahl weißer Blätter eingebunden war, welche zu Familien-Aufzeichnungen bestimmt waren. Hier wurden von Geschlecht zu Geschlecht die Geburten, Taufen, Hochzeiten, Todesfälle der Familie sorgfältig eingetragen; hier stand zu lesen, wem man entstammte; hier feierte die Reihe der Ahnen, soweit man sie kannte. Mit Recht war dies ein köstliches Erbgut; denn im Nothfall konnte es als Adelsbrief, Tauf- oder Trauungszeugniß dienen. Und von heiliger Gewalt lag darin, alle Namen der Familie gerade in diesem Buche eingeschrieben zu wissen, welches als ein stummer Zeuge und Wardein über ihrem Thun und Lassen wachte von der Wiege bis zum Grabe.

Und mochte die „Bibliothek“ nicht auch die Aufzeichnung einer der mittelalterlichen Balladen bergen, in welchen der unvermeidliche Ausgang der Handlung so sicher geahnt wird, wie in der folgenden:

Die Harfe.

Es hauste ein Bauer am Meeresstrand —

Jung bin ich noch —

Der hatte zwei Töchter, das ist bekannt.

Die Harfe bezwingt mich.

Die Älteste war dunkel und schwarz wie die Nacht,

Die Jüngste weiß wie Tagespracht.

Und einmal die Schwarze zur Weißen sich wandt':

„Wir wollen uns baden am Meeresstrand.“

„Und wenn du auch Tag und Nacht badest dich,

So wirst du doch nimmer so weiß wie ich.“

Und als sie gekommen zum Meeresstrand,

Stieß die Schwarze die Schwester vom Uferstrand.

O Schwester, ach Schwester, hilf mir an's Land,

Ich will dir ja geben mein schönes rothes Band!

„Dein schönes rothes Band wird jetzt doch mein,

Aber nimmer sollst du treten auf grünen Rain.“

O Schwester, ach Schwester, hilf mir an's Land,

Meinen goldenen Kranz geb' ich dir zum Pfand!

„Dein goldener Kranz wird jetzt doch mein,

Aber nimmer sollst du wandeln im grünen Hain.“

O Schwester, ach Schwester, hilf mir an's Land,

Ich will dir auch geben meinen Bräutigam Horand!

„Dein Bräutigam Horand nimmt jetzt mich zur Frau.

Aber nimmer sollst du spielen auf Gottes grüner Au.“

So bring meinen Gruß dem Vater gut,

Ich trinke meinen Brautmeth in der kalten Fluth.

Und bring meinen Gruß der Mutter, der guten,

Ich tanze meinen Brauttanz in den kalten Fluthen.

Und grüße auch meinen Bräutigam Horand,

Meine Hochzeit, die hab' ich in kaltem Sand. —

Ein lustiger Spieler an's Ufer kam,
 Auf den Bogen die weiße Leiche schwamm.
 Die Leiche zu fassen er nieder sich bückt
 Und fertigt aus ihr eine Harfe geschickt.
 Er nahm da des Mädchens Fingerlein
 Und drehte daraus die Schrauben fein.
 Dann nahm er des Mädchens goldene Locken
 Und macht' draus die Saiten, die rauschten wie Glocken.
 Drauf wanderte er zum Hause der Braut,
 Wo die Hochzeit sich regte festlich laut.
 Und wie den ersten Schlag er schlägt,
 Ein helles Lachen die Braut aufschlägt.
 Und als erklingen der zweite Laut,
 Da kleidet man aus die gepuzte Braut.
 Und wie er geschlagen den dritten Schlag,
 Im Bette todt die Schwarze lag. —

Volksbücher fehlten in der Bücherei wohl auch nicht. Wir denken an die Geschichte der schönen Helga, deren Ende ein so rührendes ist: Thorstein Egilson verheirathete seine Tochter Helga, als eine Zeit vergangen war, mit einem Manne, Namens Thorkel, dem Sohne Hallkels; er wohnte in Graunthal; Helga zog mit ihm nach seiner Heimath, aber sie faßte wenig Liebe zu ihm, weil sie niemals Gunnlaug vergessen konnte, obgleich er tot war; doch war auch Thorkel ein tüchtiger und vermögender Mann und bekannt als guter Dichter. Die hatten nicht wenige Kinder zusammen; Thorarin und Thorstein hießen zwei von ihren Söhnen; aber sie hatten noch mehr Kinder als diese. Das war eine Lieblingsunterhaltung der Helga, daß sie den Mantel, das Gunnlaugskleinod, entfaltete und ihn lange ansah. Einst kam eine schwere Krankheit auf das Gehöfte, das Thorkel und Helga besaßen, und viele mußten lange leiden. Helga wurde da auch krank, wollte sich aber doch nicht legen. An einem Sonnabend Abend saß Helga in der Wohnstube, sie ließ

ihren Kopf auf Thorkels Knie sinken und ließ sich den von Gunnlaug erhaltenen Mantel holen. Als ihr nun der Mantel gebracht wurde, da setzte sie sich auf, entfaltete den Mantel vor sich und schaute ihn eine Weile an; dann sank sie in die Arme ihres Vaters zurück und war tot⁸⁾. —

Oder es war eine uralte Erzählung von dem Leben in der Tiefe des Wassers sammt seinem bestrickenden Zauber, die ein bescheidenes Mägdchen unter den wenigen Büchern fand, so eine Erzählung, die dem geheimnißvollen Naturgefühl Rechnung trägt, wie es die Dichter künstlerisch gestaltet haben und dem auch der nordische Sänger Johan Ludvig Runeberg⁹⁾ die schöne Form geliehen:

Spiegelte einst ein Knabe unter Tannen
 Einer Bucht des vielbesungenen Saimen:
 Von der Wellen Saal aus sah ihn Necken,
 Sah mit Liebe auf den schönen Knaben,
 Und dem Wunsche, ihn zu sich zu locken.
 Da erschien er erst als Greis am Strande,
 Doch der muntre Knabe floh von dannen;
 Und als Jüngling kam er dann zum Strande,
 Doch der muntre Knabe blieb nicht stehen;
 Schließlich sprang er, in ein wildes Füllen
 Umgewandelt, spielend zwischen Bäumen.
 Als er nun das muntre Roß erblickte,
 Ging der Knabe hin mit sanftem Locken,
 Sprang, die Mähne packend, auf den Rücken,
 Lüstern, einen frohen Ritt zu wagen;
 Doch im selben Augenblick floh Necken
 Mit der schönen Beute in die Tiefe. —
 Und des Knaben Mutter kam zum Strande,
 Suchte dort ihr Kind mit Schmerz und Thränen.
 Von der Wellen Saal aus sah sie Necken,
 Blicke auf die schöne Frau mit Liebe,
 Und dem Wunsche, sie zu sich zu locken.

Da erschien er erst als Greis am Strande,
 Doch es floh die schmerzerfüllte Mutter;
 Und als Jüngling kam er dann zum Strande,
 Das betrübte Weib blieb doch nicht stehen;
 Endlich, in Gestalt des muntern Knaben
 Lag er, froh sich wiegend, auf der Woge;
 Da, als sie den Sohn sah, den beweinten,
 Sprang sie in die Fluth, in seine Arme,
 Lüßtern, ihn den Wellen zu entreißen;
 Necken floh im selben Augenblicke
 Mit der schönen Beute in die Tiefe. —

Es war in Scandinavien, wie auch in England, Sitte und Gebrauch, nur eines oder zwei von den Zimmern des Herrenhauses zu bewohnen und die übrigen unbenutzt zu lassen. Die Anzahl dieser leer stehenden Räume konnte eine bedeutende sein, zumal wenn der Hof mit vier Flügeln ausgebaut und nicht, wie gewöhnlich, nur zwei Stockwerke hoch, sondern mit einem dritten dazu versehen war.

In dieser stillen Welt waren es zwei Räume, die, jeder auf seine Weise, Anspruch hatten auf besondere Aufmerksamkeit. Der eine ein kleines Zimmer, so sicher wie möglich angelegt, am liebsten in einem der Thürme, wo die Mauer dick und die Thüre niedrig und schmal war: das war die Briefkammer. Diese spielte eine ganz eigenthümliche Rolle, und die bürgerliche Gegenwart hat eigentlich keinen Raum, der diesem an Wichtigkeit gleichkäme.

Baare's Geld war in jener Zeit das Sicherste; denn bei den Goldmünzen blieb doch die Möglichkeit, falls der Hof abbrennen sollte, Klumpen des geschmolzenen Metalls in den Ruinen wieder aufzusammeln. Alles andere aber ging verloren. Dessen öffentliche Schuldnachweisungen wie Obligationen und Actien kannte man nicht, die Form der Sicherheit, daß des Eigners

Name in anderswo niedergelegten Protokollen verzeichnet wird. Alle Schuldscheine waren private; verbrannten sie, so konnten die Schuldner leichten Herzens behaupten, daß die Schuld gezahlt sei: „Ich verlang' den Schein.“ So konnte das ganze Guthaben eines Mannes verloren gehen, ja, was schlimmer war, Haus und Hof, Wonne und Weide. Kaufbriefe und Erbtheilungsbriefe waren fort, und die Thüre stand einem jeden geöffnet, der neue Rechtsansprüche geltend machen wollte.

Das Innere der Briefkammer zeigte nackte Mauern und mitten auf dem Fußboden eine oder mehrere Briefladen. Man konnte bezüglich dieser etwaigen Dieben augenscheinlich in zweifacher Weise Verlegenheit bereiten: entweder, indem man die Behältnisse so groß und schwerfällig machte, daß sie nicht aus der Kammer zu schaffen waren, oder dadurch, daß man deren eine solche Anzahl aufstellte, welche keinen Uneingeweihten ahnen ließ, wo die wichtigsten Documente zu finden seien.

Feuersbrünste und Diebe waren jedoch durchaus nicht die einzigen, welche von der Briefkammer fernzuhalten waren. Bisweilen konnte es geschehen, daß jedes Mal nur mehrere zugleich, sämmtliche Berechtigte, das Heiligthum betreten durften. Alsdann mußte man die Thüre zu demselben mit mehreren Hängeschlössern versehen und die Schlüssel an die Antheilhaber vertheilen oder auch Briefladen, Thüre und Schlüssel versiegeln, so daß der Beweis erbracht werden konnte, daß niemand auf eigene Hand darin gewesen.

Und es ist begreiflich, daß die Briefkammer beim Volke in einem eigenen, geheimnißvollen Lichte stand. Hinter ihrer Schwelle war ja so vieles geborgen; kein Uneingeweihter durfte sie betreten. Läutete unter dem Gewölbe darinnen die Glocke, so that sie kund, daß die mit ihr verbundene Thüre zu dem tiefsten Fundamente der Familienverhältnisse sich geöffnet habe,

sei es zum Segen oder zum Unsegen. Dieses halb unheimliche Gepräge der Briefkammer ist ausdrucksvoll in der Sage wiedergegeben, welche Christian Friis sterbend zu seiner Ehefrau sagen läßt, sie müsse bereit sein, ihm zu folgen, wenn sie die Glocke von der Briefkammer her ertönen höre. Einige Jahre nachher, so wird erzählt, saß sie auf ihrem Hofe und spielte Karten mit einigen Frauen und Jungfrauen. Da hörte sie plötzlich die Glocke in der Briefkammer läuten, worauf sie die Karten von sich legte und sagte: „Das ist mein Tod.“ In demselben Augenblick bekam sie einen Blutsturz und starb.

Im obersten Stockwerke des Hofes war der Rittersaal. Bestand das Hauptgebäude nur aus einem Hause, so bildete besagtes Stockwerk meistens einen einzigen Saal mit freier Aussicht nach allen Seiten; bestand der Hof aus vier Flügeln, so nahm der Rittersaal wenigstens den höchstgelegenen Wohnungsraum des ganzen Hauptflügels ein. In der Regel war der Eingang zu dem Raume von der Wendeltreppe des Thurmes aus, welche an der Seite desselben mündete; seltener führte die Treppe in die Mitte des Fußbodens hinauf. Die Ausstattung des Rittersaales war von derjenigen der anderen Stuben merklich verschieden. Hier stand kein Himmelbett oder eine wohlverschlossene Kiste; Kanonen lagen da und starrten zu den Fenstern über den Wall hinaus, und längs der Wand fanden sich bei Seite geschobene Tischplatten und Bänke. Das Ganze machte einen düsteren Einblick; niemand mochte gerne dort oben verweilen, und die verlassen und vergessene Stätte ward vom Aberglauben bevölkert, der freilich eine Stütze fand in den vorhandenen geheimen Einrichtungen, Schleichtreppen, Schlupfwinkeln, Sprachrohren u. s. w. Und diese Neigung, die alten Herrenhöfe etwas Räthselhaftes bergen zu lassen, hat in der Folge zugenommen, wie denn auf Kronborg sich der Glaube, daß es in einem neben der Pforte

gelegenen Gemache des nördlichen Flügels nicht richtig zugehe, sich noch über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus behauptet hat. Selbst die zuverlässigsten Männer haben es unserem Gewährsmann Troels Lund bezeugt, sie hätten an dem bezeichneten Orte zur Nachtzeit seltsame Töne gehört, Flüstern, tiefes Seufzen, Schritte wie von einem, der stöhnend sich die Treppe hinauf schleppte, um plötzlich mit Geheul zu Boden zu stürzen. Vor Kurzem ist man nun bei Gelegenheit der Untersuchung dieses Flügels in der Nähe des besagten Gemaches unvermuthet auf eine geheime Treppe gestoßen, die an beiden Enden zugemauert war. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß eine kleine Mauerpalte in derselben diese seltsamen Töne hervorruft, wenn der Wind durch dieselbe hineinfährt, aber nicht wieder herauskommen kann.

Fassen wir unsere Eindrücke zusammen, so muß man anerkennen, daß das Grundgepräge der Herrensitze ein düstres und Schwermuth weckendes war. Die Ursache hiervon war eine zwiefache: theils hatte man alles lediglich im Blicke auf die Vertheidigung eingerichtet; theils entsprach die Art der Bewohnung nicht dem Plane des Baues. Das Haus war wie zu einem Feste angelegt, aber nur für die strengste Nothdurft bewohnt. Anders stand es um dasselbe freilich im Falle eines feindlichen Angriffes; alsdann bekamen die schweren Formen und Massen Leben, wurden zu Gliedern des Ganzen und griffen kräftig und leicht eines in das andere ein. Ganz dasselbe wiederholte sich bei einer Festesfeier. Die öde Burg ward zu einer ganz anderen, wenn der Hof sich mit Rossen füllte, wenn keine Thüre verschlossen stand, sondern es auf Treppen und Gängen wie in den teppichgeschmückten Stuben von ungezählten Gästen wimmelte; wohin man sich wandte, volles Leben und rüstige Lebensfreudigkeit. Wer dachte an die Geister der Finsterniß, wenn am Abend

jeder Winkel erhellt war, wenn im Rittersaale getanzet wurde, die Leute in der überfüllten „Burgstube“ lärmten, und Burghof sowie Wirthschaftshof ein verworrenes Wogen darstellten bis zum Hahnenruf!

Aber Krieg und Feste waren doch nur Ausnahmen. Wo fand man in der Zwischenzeit Trost in der Vereinsamung? „Wer steht uns tröstend stets zur Seite?“ Die Frage war auch in jenen Tagen eine berechtigte.

Es waren da zwei Wege der Zukunft vorbehalten, auf denen man sein Verlangen stillen mochte.

Der eine Tröster war der Garten. Dem Nordländer war das Sehnen gekommen, dem der deutsche Dichter¹⁰⁾ Worte leiht, nachdem es in seinen Tagen zu einem allgemeinen geworden war:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sinf ich dir am Busen hin,
Athme süße Himmelsluft,
Hangend an der Mutterbrust.

In der Art, wie man den Garten auffaßte, ging während des sechzehnten Jahrhunderts ein bedeutender Umschlag vor sich. Die altväterliche Ansicht war bislang die, daß ein Garten bei einer Burg so ziemlich ein Uuding sei. Wurde er auf der Burginsel angelegt, so war dies ein Mißbrauch des Platzes, welcher sich bei einer etwaigen Belagerung rächen mußte; und ließ man ihm außerhalb des Grabens Raum, so gab er nur zu neuen Verlegenheiten Anlaß, indem er Feinden zu einem Versteck oder den Frauen zu einem unsicheren Aufenthalte dienen mochte.

Ein paar Generationen später, und Gärten waren, aller jener Unannehmlichkeiten ungeachtet, fast zu einer Nothwendigkeit auf jedem Herrngute geworden, ein beliebter Aufenthalt für Männer wie für Frauen, mit einer Sorgfalt und Kunst gepflegt, über welche man heutigen Tages staunen muß.

Wie kam dies alles? Früher war die Kirche im Norden so eben die einzige Pflegerin von Gärten. Nichts konnte mit den Klostergärten in Stadt und Land wetteifern. Waren es nicht auch Mönche, welche in Schweden die Obstkultur einführten, und zwar zuerst in Westgothland, wie denn das Wort „Treegard“ (Baumgarten) zuerst im westgothischen Rechte vorkommt¹¹⁾? Da trat die Reformation ins Leben; die Klöster wurden eingezogen; König und Adel traten das Erbe der Kirche an, und dies im eigentlichen Sinne des Wortes; denn die Gärten lagen ja, wie sie waren, rings um die Klöster, welche nunmehr der Regierung und dem Adel eigen wurden. Wie ward das Erbe angetreten?

Da war es denn ein glückliches Zusammentreffen der Umstände, durch welches das Schicksal der Gärten bestimmt wurde. Jener Sinn für die Natur und das Natürliche, welcher die Renaissance überall, wo sie platzgriff, kennzeichnete, hatte schon in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts angefangen, auch im Norden Lebenszeichen von sich zu geben. Es waren Aeußerungen dieses neuen Geistes, der Liebe zur Natur, wenn zwei Männer in Dänemark, Christiern Bedersjen und Henrik Smith, voll Begeisterung für die Sache ihre Zeitgenossen unterrichteten, wie sie alle die inländischen Gewächse verwerthen sollten, für welche nur so wenige ein Verstandiß hatten; es waren Ausflüsse desselben Geistes, wenn Geschmack und Begehren gerade in dieser Zeit umschlugen und es in dem fleischspeisenden Norden immer allgemeinere Sitte wurde, auch Pflanzennahrung zu ge-

nießen, eine Neigung, welche zumal in Dänemark Förderung fand, dadurch, daß Christian II. holländische Gärtner nach der Insel Amager bei Kopenhagen berief. —

Holen wir etwas aus und fragen an dieser Stelle: Wie wurde das Abendland und speciell Deutschland mit den Naturanschauungen der Alten bekannt gemacht? Ueber den breiten Strom der Vergessenheit bauten sich zwei Brücken, die eine im neunten, die andere im dreizehnten Jahrhundert. Von den Schriften des Aristoteles waren bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts nur einige logische bekannt, übersetzt und mit Commentaren versehen von Boëthius (470—525); sie wurden in den Kloster- und Domschulen für den Unterricht verwandt. Die naturwissenschaftlichen Werke des großen Stagiriten, echte wie unechte, waren unbekannt.

Mit den Naturanschauungen der Alten wurden die Deutschen durch Rhabanus Maurus zum erstenmale vertraut gemacht. Dieser, der gelehrteste Deutsche seiner Zeit, wurde 822 Abt von Fulda, 847 Erzbischof von Mainz und starb 856.

Von seinen zahlreichen Schriften sondert sich eine Art Encyclopädie, benannt „de universo“, in 22 Büchern. Dieselbe enthält alles für jene Zeit Wissenswerthe und beschäftigt sich vom VI. bis XXII. Buch mit Profangegegenständen; speciell handelt das XVIII. über Medicin, das XIX. über das Pflanzenreich. Rhaban bietet in diesem Werke nichts Originelles; dasselbe beruht vollkommen auf der Real-Encyclopädie Isidors von Sevilla: „libri originum seu etymologiarum“ in 20 Büchern und „de natura rerum“.

Die Quelle aber, welche Isidor in seinen botanischen Schriften benutzt hat, ist fast ausschließlich Plinius, dessen „historia naturalis“ zusammengestellt ist aus Excerpten der bedeutendsten griechischen und lateinischen Autoren. In seinen botanischen

Schriften ist die am meisten benutzte Quelle Theophrast von Eresos, ein Schüler des Aristoteles und der Erbe seiner Bücher.

Hiermit wäre in Kürze die erste Verbindungskette dargestellt, welche die Naturanschauungen des Aristoteles nach Deutschland vermittelt hat: Theophrastus, Plinius, Isidor von Sevilla, Rabanus Maurus.

Die zweite Brücke stellt sich folgendermaßen dar:

Nachdem, wie oben bemerkt wurde, schon von früher her einige von den logischen Schriften des Aristoteles in den christlich abendländischen Schulen benutzt worden, wurden die übrigen Theile des „Organon“ doch erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts bekannt. Erst in der zweiten Hälfte des zwölften und im dreizehnten Jahrhundert wurden durch die Vermittlung der Araber auch die physischen, metaphysischen und ethischen Schriften des Stagirten dem Abendlande erschlossen. Schon unter Alexander und noch mehr unter den Seleuciden und Römern nahm griechisches Wesen, griechische Bildung in Syrien zu; es blühten zahlreiche griechische Schulen, denen sich seit der Ausbreitung des Christenthums auch christliche würdig an die Seite stellten. Die berühmteste unter diesen christlichen Akademien war die von Odeffa, wo Theologie und Profanwissenschaften betrieben wurden. Von Lehrern dieser Schule wurden die Werke des Aristoteles ins Syrische übersetzt. Im Jahre 489 wurde die Schule von Zeno Isauricus aufgehoben, weil sie dem Nestorianismus huldigte. Die Gelehrten fanden aber freundliche Aufnahme in Persien und brachten die Schule von Gondischapur, an der Theologie und Medicin gelehrt wurde, zur höchsten Blüthe. Die griechische Cultur übte auf die bildsamsten Araber während ihrer asiatischen Feldzüge den besten Einfluß. Die Araber wurden die Träger und Vermittler der Wissenschaft vom Orient zurück nach dem Abendlande. Arabische

Gelehrte übersehten die Erzeugnisse griechischer Gelehrsamkeit aus dem Syrischen ins Arabische, und aus dem Arabischen erst wurden sie, ins Lateinische gebracht, dem christlichen Abendlande zugänglich.

Erst nach 1225 wurden die meisten Schriften des Aristoteles, besonders in Folge eine Aufforderung des Thomas von Aquino, direct nach griechischen Texten, die aus Constantinopel nach dem Westen gekommen waren, in die lateinische Sprache übertragen.

Und damit sind wir bei dem letzten Gliede der zweiten geistigen Verbindungskette zwischen Orient und Occident angelangt. Seitdem die gesammten Werke des Aristoteles im Abendlande bekannt wurden, begann ein totaler Um- und Aufschwung der Scholastik, und was hier betont werden muß, auch der Botanik durch Albert von Bollstadt, genannt Albertus Magnus.

Albert studirte an der Schule zu Padua, wo er auch in die aristotelische Lehre eingeführt wurde. Bald versammelte der Ruf seiner Gelehrsamkeit, namentlich in „rebus naturalibus“, eine bedeutende Schülerzahl um ihn. Von Padua kam er als Lehrer nach Deutschland und wirkte als solcher an den Schulen zu Freiburg, Straßburg, Regensburg, vorzugsweise aber zu Köln, wo auch Thomas von Aquino zu seinen Schülern zählte. Er starb, hochgeehrt von seinen Zeitgenossen, zu Köln im Jahre 1280.

Albertus gehört der zweiten Periode der Scholastik an, in welcher die gesammte aristotelische Philosophie mit dem kirchlichen Glauben verbunden wurde. Ihm kommt das Verdienst zu, der Naturwissenschaft neben der kirchlichen Lehre einen ehrenvollen Platz angewiesen zu haben.¹²⁾

Immerhin blieben im Mittelalter und in der Folge noch die Anfänge der Pflanzenkunde wie der Gärtnerei in den germanischen Landen bescheidene. Die Niederlande machten freilich

eine Ausnahme; sie knüpften einmal an die Saat botanischer Kenntnisse, gesäet am Culturströme Deutschlands (Mainz, Köln), an, zum anderen direct an Italien und die ersten Glieder der geistigen Verbindungsketten.

Nirgends — so berichtet der italienische Kaufmann Guicciardini, der sich zu Antwerpen angesiedelt hatte und ein werthvolles statistisches Gemälde der Niederlande zwischen 1560 und 1570 entworfen hat¹³⁾ — hat die ganze Natur ein lachenderes Aussehen als in den Niederlanden. Wege, Canäle, Wiesen und Häuser sind entweder mit edlen Fruchtbäumen oder mit schönem Laubholz regelmäßig bepflanzt oder umpflanzt . . . Die Niederländer waren die ersten, welche die feinen Gemüse und Früchte des südlichen Europa in ihren Boden verpflanzten, in großer Mannigfaltigkeit und Menge anbauten und damit einen beträchtlichen Handel, besonders nach England, trieben, wie denn dieses noch unter Heinrich VIII. fast alle seine Gemüse aus Flandern erhielt.

Sogar Wein wurde in den Niederlanden gebaut, und zwar im Löwen'schen Gebiete, in Namur, Luxemburg und einem Theile Lüttichs; ja man hatte es in der Gegend von Brüssel und Antwerpen versucht.

Holländisches Gartenwesen fand nun die günstigste Aufnahme im Norden. Während hier die Gartenkunst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts anscheinend mit dem letzten Mönche aussterben mußte, fand sie eine Schaar neuer Verehrer auf den bisher ihr so feindlichen Burgen. Und mit jenem Gang zur Uebertreibung, welcher das Neue zu begleiten pflegt und an welchem es zumal der Renaissance niemals gefehlt hat, ging man nunmehr mancherorten zu dem entgegengesetzten Extrem über und verfolgte Ziele, welche das nordische Klima ein für allemal als unerreichbar bezeichnet hat.

In der Regel waren die nordischen Gärten in zwei Haupttheile eingetheilt: den Gemüsehof und den Apfelhof. Diese lagen häufig eine Strecke von einander, und zuweilen gab es mehrere von jeder Art. Der Gemüsehof zerfiel wieder in zwei Partien: das, was wir Küchengarten, den Gemüsegarten im engeren Sinne nennen würden, und den Blumengarten oder Rosenhof. Außerdem war, wie seit Alters, ein Hopfengarten da.

Von Küchengewächsen war früher eigentlich nur Kohl im Norden recht bekannt und beliebt gewesen. Jetzt kamen neue Arten in großer Zahl hinzu, wie Blumenkohl, „Kapuzenkohl“; auch wurden andere Gemüse modisch: Zwiebeln, Petersilienwurzeln und Meerrettig. „Diemeil du schreibst von Rüben, also schicke ich dir nun mit Tens zwei Tonnen Petersilienwurzeln und zwei Tonnen schonischer Rüben; die Rüben sind theuer“, ¹⁴⁾ schrieb Herluf Trolle aus Schonen nach Hause an die darauf wartende Birgitte Göye. Peder Dre hatte die Ehre, zwei neue Species Rüben in Dänemark einzuführen, „die Barderwigsche und Burdsfeldtsche“. Zwiebeln bekam man nirgends so gut wie bei den Holländern auf Amager und auf Falster.

Höchst anregend ist, zu beachten, wie die Vorliebe für die neuen Gemüsearten und das „Grün“, von welchem allem vieles in früherer Zeit als Heilkraut gebraucht und daher in den Klostergärten gezogen ward, jetzt von oben herab um sich griff. An dem königlichen Tische wurde auf Malmöbus im Sommer 1541 täglich, gegen alte Sitte, nicht allein eine Masse Mohrrüben, Kohl, Zwiebeln, grüne Erbsen ¹⁵⁾ und Petersilie verzehrt, sondern ebenso bedeutende Mengen von Thymian, Salbei und anderem. Nach erhaltenen Lehnsabrechnungen aß man eine Woche hindurch Tag für Tag Thymian und Salbei.

Hand in Hand hiermit ging die Liebhaberei, Pflanzen aufzuziehen, welche künstliche Wärme oder doch ausgesuchte Pflege

erforderten. Christian IV. ließ wildwachsende Spargeln in Gartenerde einpflanzen und veredeln. Wir hören nicht bloß von Gurken reden, die tonnenweise von einem kleinen Fleck Erde gewonnen worden waren, sondern auch von Kürbissen, welche 32 Pfund und darüber wogen, von hundert Melonen aus demselben Garten u. a. m.

Wo der Gemüsegarten, was gewiß häufig der Fall gewesen ist, nur mit einem Kreuzgang in der Mitte angelegt war, da wurde zwischen dem eigentlichen Küchengarten und dem Blumen Garten kaum eine scharfe Grenze gezogen. In größeren Gärten machte der Rosenhof eine selbständige Abtheilung aus. Besonders beliebte Blumen waren Rosen, Lavendel, Päonien und Nelken. Im Jahre 1611 waren im Schloßgarten bei Kopenhagen 240 gefüllte Nelken in Töpfen. Gefüllte Nelken werden überhaupt viel erwähnt und scheinen mit Rosmarin und Provinzrosen um den Vorrang in der Gunst jenes Geschlechts gewetteifert zu haben.¹⁶⁾ Wie es sich denken läßt, tauschte man oft verschiedene Arten Samen und Setzlinge unter einander aus. Die eigentliche Quelle, von welcher man Samen, Blumenzwiebeln und Pflanzen bezog, war doch Holland. Mit Hilfe des Zöllners zu Helsingör konnte man von dort ausgesuchte Sachen erhalten, und sowohl die Könige wie die Edelleute verwandten auf dergleichen bedeutende Summen.

Derjenige unter den Gärten, in welchem das lebhafteste Interesse jener Zeit sich am stärksten geltend machte, war aber sonder Zweifel der Apfelparten. Hier begegneten sich die vereinten Bestrebungen der Männer und Frauen. Man nahm den Kampf mit den Insecten auf und besoldete Mannschaft, die Bäume von Gewürm rein zu halten. Das Pfropfen der Bäume scheint in hohem Ansehen gestanden zu haben. Pfropfwachs und andere hierher gehörige Dinge werden öfter erwähnt — auf

Gripsholm verbrauchte Björn, der Gärtnerknecht, im Jahre 1547 acht Pfund Wachs zu „Baumpflastern“ —, und in Hamar, einer Stadt in Norwegen, gab es um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mehrere „Pfropfmeister“, welche einzig durch Ausübung der Kunst des Pfropfens ihr Auskommen fanden.

Unter solchen Verhältnissen kann es uns nicht befremden, alle die Arten Fruchtbäume, die unsere Zeit kennt, anzutreffen: eine Menge verschiedener Species Äpfel, Sommer- und Winterbirnen, weiße, rothe u. a. Pflaumen, spanische Kirschen und weiße „welsche“ Morellen, Maulbeerbäume, Pfirsiche, Johannes-Äpfel und Johannes-Birnen, Quitten u. a. m. Auch ist es nicht auffallend, daß großartige Summen aufgewandt wurden, um feine Fruchtbäume zu Hunderten, ja Tausenden aus Holland zu erhalten; natürlich finden wir es auch in Hinblick auf den Geist der Zeit, daß der Norden selbst durchstößert wurde, um gute Arten, die bereits die Probe bestanden hatten, zu entdecken. Und es war gewiß eine vortreffliche Weisung, die Friedrich II. gab, als es sich darum handelte, junge Wallnußbäume zur Anpflanzung im Schloßgarten von Fredensborg zu gewinnen: man solle gut nachsehen in den Gärten des Domstiftes zu Roskilde.

Was aber unleugbar unser Staunen erregt, das ist die Unverdroffenheit, mit welcher man dem Klima Trotz zu bieten und Gewächse zu cultiviren suchte, deren Früchte unter der Herrschaft eines so kühlen Klimas nur ungemein schwer zur Reife zu bringen sind.

Es hieß schon, die äußerste Grenze streifen, wenn man in allen drei Reichen sich mit Eifer auf die Anpflanzung und Pflege von Weinstöcken verlegte. König Hans (1481—1513) konnte bereits den Befehl erteilen, daß man ihm einen Korb mit Weintrauben aus seinem Weingarten in Kopenhagen schicken solle. Johann III. (1568—1592) ließ bei Kalmar Reben pflanzen,

und Christian IV. (1588—1648) war auf die Cultur des Weinstocks so eifrig bedacht, daß er, nachdem er jährlich eine ziemliche Anzahl Reben aus Holland verschrieben hatte, im Jahre 1610 so weit ging, 200 Stück auf einmal kommen zu lassen. Von Bergen, der „Regenstadt“, wird berichtet, daß der erste lutherische Bischof, Gjeble Pedersøn, mit Hilfe eines flandrischen Gärtners einen vorzüglich schönen Garten angelegt, aber sich vergeblich angestrengt habe, die Weintrauben zur Reife zu bringen. Er nahm dann die unreifen Trauben und ließ sie über seinem Tische aufhängen, damit Fremde sehen könnten, daß Weintrauben in Norwegen, wenn nicht reifen, doch wachsen könnten.

Aber allzu viel verlangte man, wenn man, immerhin nur in Dänemark, die Cultur von Feigen und Mandeln sich angelegen sein ließ. Friedrich II. ließ in dem Schloßgarten zu Skanderborg zehn Feigenbäume und zwanzig Mandelbäume pflanzen, und Christian IV. trat sowohl in dem Rosenborger Schloßgarten als auch anderswo getrost in des Vaters Fußtapfen. Und ein Schriftsteller aus späterer Zeit behauptet, daß sowohl Mandeln als Feigen in Kopenhagens Gärten wie in Italien reiften und citirt als Zeugen dafür die Aerzte Finke, Bartholin, Worm u. a., welche sie selbst gekostet.

Waren diese Früchte und andere in der Regel auch etwas herbe, man nahm es dazumal im allgemeinen nicht so genau, wie denn Friedrich II. im Jahre 1584 den Lehnsmann auf Kronborg beauftragte, zwei bis drei Tonnen Schlehen einzusammeln und seinem Mundschenkel zuzufertigen, damit dieser sie zu Schlehenwein für den König verarbeiten könne.

Das Außere der herrschaftlichen Gärten glich in der Regel einem Thiergarten unserer Tage. Sie waren mit einem Gehege von Stangen aus Wachholderholz eingefriedigt. Solange die milde Jahreszeit währte, waren sie für die Frauen der gewöhn-

liche Aufenthaltsort und so eine Art Refugium. So heißt es in der Sigprædiken over Fru Elisabeth Pedersdatter: „Zuweilen ließ sie sich auch im Garten, zuweilen im Gemüsegarten finden, mit Lesen und Gebet beschäftigt, wohin gewöhnlich keine Leute zu kommen pflegten.“

Das Bedürfnis, welches sich in der eifrigen Fürsorge für die Gärten Luft machte, war offenbar ein größeres und tieferes als das bloße Verlangen, Aufenthalt und Beschäftigung zu suchen außerhalb der ungemüthlichen Burg. Es war, wie alle die lebhaften Interessen in der Zeit der Renaissance, eine erwachende Geistesregung, in welcher sehr verschiedene Richtungen unmittelbar und innig verschmolzen. Verlangen nach Behaglichkeit und Interesse für die Speisebereitung, Schönheitsförm und wissenschaftlicher Trieb flochten sich hier auf wunderbare Art in einander. Es ist bemerkenswerth, daß die berühmten Gärten des Nordens, der des Cornelius Hamshøft in Odense, des Peder Dre bei Gisselsfeld, des Tyge Brahe auf Hveen, des Claus Urne bei Beltebjærg in Schonen, der Sophie Brahe bei Grifsholm, des Gjeble Pederson in Bergen und noch manche andere, einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen. Trotz aller ihrer Absonderlichkeiten stehen sie da als die ersten kühnen Versuche, einen Gedanken auszuführen, welcher in den fortgeschrittensten Ländern Europas erst lange nachher durchgeführt worden ist, nämlich durch Einrichtung botanischer Gärten.

Aber warum die Natur allein auf die Pflanzenwelt beschränken? Das Thierreich hatte ja denselben Anspruch auf Interesse. Auch in dieser Richtung brach sich daher eine ähnliche Bewegung Bahn und schuf alle jene sonderbaren Thiersammlungen, halb Menagerien, halb Acclimatisirungs-Anstalten, welche sich bei so vielen Schlössern und Herrenhöfen des Nordens in Verbindung mit den Gärten befanden.

Und auch auf dem Gebiete der Baukunst ließ sich das Natürliche erreichen. Wie, wenn man hier in den Gärten, wo alles Freiheit und Leben athmete, so ein dem entsprechendes Gebäude auführte, unähnlich der düsteren Burg und ihrem Vertheidigungswecke! Man versuchte es.

Was nun aufgeführt wurde, war die wunderlichste Mischung von allem Möglichen: Burg, Wohnung, Stube, Festplatz, in des Wortes eigentlichster Bedeutung ein Gedicht in Stein.

Die Frauen im Garten begnügten sich mit einer Laubhütte, um Schatten zu haben oder Zuflucht gegen den Regen; den Männern genügte das nicht. Dem sinnenden Hausherrn kam das Denkbild eines Lusthauses von Stein. Und ehe er sich der Sache recht bewußt war, bekam das Bild über ihn Gewalt und ließ ihm weder Ruhe noch Rast, bis der Bau dastand.

Ungefähr seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts läßt sich eine beständig wachsende Neigung nachweisen, Lusthäuser aufzuführen. Anfangs scheinen sie dem entsprochen zu haben, was wir heutzutage mit dem Namen bezeichnen würden; aber hurtig übersprang die Bewegung die engen Schranken. Die Lusthäuser wuchsen heran zu fundamentirten, zwei und drei Stockwerke hohen Gebäuden mit Spitzen und Thürmen, inwendig ausgestattet mit marmornen Fußböden und steinernen Säulen.

Von dem Begehren ausgehend, im Schatten hinträumen zu können, die Aussicht zu genießen oder Würfelspiel und Brettspiel zu spielen, dehnte sich die Bestimmung der Lusthäuser bis zur wirklichen Wohnung mit der vollständigen Ausstattung der angrenzenden Burg.

Und die Entwicklung dieses Sinnes für Lusthäuser barg eine nicht geringe Gefahr in sich für die Burgen, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß, hätte alles sich völlig frei entfalten

können, das Ende davon das gewesen wäre, daß die Lusthäuser das Hauptgebäude selbst seiner hervorragenden Bedeutung beraubten. So ist es bemerkenswerth, daß jene unter Christian IV. eine andere Rolle spielten, als in früherer Zeit. Während sie unter Friedrich II. immer ein Schloß vorausgesetzt hatten, wurden sie unter Christian IV. selbst gleichsam die Anläufe zu einem solchen.

Aber die ganze Entwicklung wurde in schroffer Weise unterbrochen. Die heimische Baukunst bekam nicht die Freiheit, sich auf ihren eigenen Wegen zu entfalten. Selbst der Zusammenhang mit der Vorzeit wurde abgebrochen, als durch die Einführung unumschränkter Regierungsgewalt (1660) sowohl der Stand als auch die Bedingungen verdrängt wurden, unter denen die alten Burgen ins Leben getreten waren.

Immerhin steht fest: die Baukunst war das Gebiet, auf welchem der Norden am kräftigsten sich bethätigte und der Geist der Renaissance die tiefsten Wurzeln schlug. Was in nicht geringem Grade hierzu beitrug, war der Umstand, daß eine innere Verwandtschaft statthatte zwischen den altväterischen Bauernhäusern und den Burgen des sechzehnten Jahrhunderts. Beiden lag der Gedanke zu Grunde, daß das Wohnhaus das befestigte Heim der Familie sein müsse. Die Renaissance brachte diesen Gedanken zu seiner höchsten Entfaltung; aber zugleich sprengte sie auch die alte Hülle. Denn sie lehrte, mit Hilfe der verbesserten Erwärmungsanstalten das Haus in mehrere Zimmer zergliedern und es in Stockwerke aus einander zu legen zur Wohnung für mehrere Familien. Und die neuen Kanonen führten den Beweis, wie gering der Schutz war, welchen selbst die stärkste Burg gewährte.

Aber während die Renaissance so das Alte vollendete und zugleich umstürzte, bahnte sie den Weg für eine ganz neue Zeit.

Die Priester- und die Kriegerkaste hatte bisher die Meinherrschaft in dem Gebiete der Bauten geübt; nunmehr trat eine dritte Gesellschaftsclasse auf, der Bürgerstand. Der Schwerpunkt der Baukunst ist seitdem von den Burgen und Schlössern in die Städte verlegt worden.

Und so konnte es in der Folge auch nicht mehr vorkommen, daß der König seine eigene Landstraße hatte. Mit solch' einem Bilde lassen wir unseren Vortrag ausgehen: „Montags post Trinitatem — erzählt ein Reisender aus dem Jahre 1589¹⁷⁾ — bin ich zu landt nach Cronenburg fünf Meihl hinder Coppenhagen gefahren, den weg über viel schöner thiergarten, königliche Jagthäuser, hochwüldt und Lustwüldt gesehen, dardurch von einem Schloß und statt zur anderen der Landtweg uff 12 Schritt breit, von großen steinen besetzt und gepflastert ist, via regia des Königs weg genant, dann sonst niemandt denselben gebrauchen darff.“

Eine dem Einen dienende via Appia, regina viarum!